

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 41. Bromberg, den 25. Februar 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(2. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Lukas Hochstraßer trat aus seinem Hause, aus dem Hausteil, das er jetzt mit seiner Tochter Rosa bewohnte. Drüben im andern waren die Jungen allein Meister, sollten allein Meister sein. Es war noch früh am Tag, aber nicht ganz so früh wie sonst, wenn Lukas Hochstraßer seinen Tag anfing. Seine Pflichten waren ihm von den breiten Schultern gefallen, er mußte sich an dies Gefühl, ohne Last zu sein, erst gewöhnen, und im Ernst bestrebt, es zu tun, begann er seinen Tag eine Stunde später als sonst. Aber die Sonne war doch kaum über den waldigen Bergrücken heraufgeklettert. Mit hundert Lanzen stach sie droben zwischen braunem Gestämme hindurch, aber das Haus erreichte sie noch nicht. Der Tau hing schwer an den Gräsern der nahen Matten, und der Boden zwischen Haus und Stall war feucht. Lukas stand hemdärmelig, mit offener Weste. Er reckte sich und sah sich um. Auch das war neu, daß er sich erst umzusehen hatte, wo er angreifen sollte. Drüben am Stall hantierten seine Söhne Christian und David. Der blonde jüngere verschwand im Kuhstall, aber Christian, der den Vater nicht bemerkte, ging mit einer Sense über der Schulter in die nächste Wiese hinüber und hob zu schneiden an. Der Alte betrachtete ihn eine Weile. Etwas Knechthaftes war in Christians Art. Er ging in geringen Kleidern, wie sich's für rauhe Landarbeit schickte, war hemdärmelig und trug die Weste offen wie der Vater, aber das Knechtische lag in seiner Art zu arbeiten. Schritt für Schritt vorwärts tretend, handhabte er die Sense in einer trockenen, geizigen Weise, als gönne er dem Boden keinen Halm, der bliebe, und zürne ihm, daß er nicht mehr trug.

Lukas trat an die Scheune, langte sich Rechen und Hutte herab und schritt nach der Stelle hinüber, wo Christian werkte.

„Tag!"

„Tag, Vater!"

So ging ihr Gruß hin und zurück, und schon in diesem kurzen Kreuzen ihrer Stimmen lag ihre große Verschiedenheit. Der Gruß des Vaters war wie das dumpfe, hallende einmalige Anschlagen einer großen Glocke, der Christians klang trocken, kurz, gespart und knapp.

„Wenn du in den Berg hinauf willst," sagte Lukas, „laß mich hier fertigmachen."

„Ja, gut," gab der andere zurück und reichte ihm die Sense.

Im Berg stand Hochstraßers Hauptscheune. Sein großer Viehstand war dort untergebracht, nur die Hauskühe hatten hier unten ihren Stand.

Ohne ein weiteres Wort machte sich Lukas ans Mähen. Christian entfernte sich langsam. Wie aber Lukas die Sense handhabte, das war wiederum ganz anders, als wie der Sohn es getan. Er griff den Stein aus dem Wetzköcher, der am Boden lag. Mit großen Strichen schärfte er die Sensenschneide; es klang hell und weithin über die Matte. Dann begann er zu schneiden, weit ausgreifend, und das Gras sank vor ihm hin, als ob es vor seinen großen, freien Schritten sinke. Sonderbar wuchtig und doch leicht und gleichsam der Scholle froh, schritt er über seinen Boden dahin.

Drüben blieb Christian auf dem Fußpfad stehen, über den er mit hängendem Kopf und in Gedanken hinaufgegangen war. Es lag dort ein kleiner grauer Stein im Boden. Zwei Furchen gingen von ihm aus, nach Norden und nach Osten laufend, gerade und scharf wie Messerschneiden. Christian starrte auf den Stein nieder, hob den harten Finger zum Mund und zwängte ein paar Haare des kleinen roten Schnurrbarts zwischen die Zähne. Der Stein war ihm wie ein Nagel im eignen Fleisch und die zwei Furchen wie wirkliche klaffende Messerschnitte. Bei diesem Stein lag die Grenze der Hochstraßerschen Grundstücke. Hier stieß ans Hochstraßerland der Besitz des Ulrich Koller, des Bauern, der dort drüben in dem alten grauen, unschönen Hause zwischen den Reben saß, und es war nicht, daß sein Boden sich nachbarlich ehrlich an den Hochstraßers lehnte, sondern er schnitt in diesen, den größeren, ihn auf zwei Seiten umfassenden Eigenbesitz hinein, in scharfer Ecke sich roh und herrisch hineinzwängend. Christian stand und blickte auf den Stein und schien nicht davon abkommen zu können. Zuweilen hob er die kleinen scharfen Augen und sah über das Land Kollers hin, als messe er es bei Fuß und Elle. Ein-, zweimal wendete er sich nach dem Vater zurück, wie um diesen aufmerksam zu machen. Auf einmal und wie in plötzlichem Entschluß rief er ihn an: „Vater!" Es klang fast zornig.

Im Augenblick, da er rief, kam über denselben Fußweg herab, den er hätte hinansteigen sollen, ein Mädchen gegangen. Mit einem Korb am Arm kam sie daher, in nicht übersauberem, flickigem Gewand, die Ärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt, so daß der dürre braune Arm wie ein nackter Stecken durch den Henkel des Korbes stach. Sie war nicht mehr ganz jung, sechsundzwanzig vielleicht, und hatte ein eigentümliches Vogelgesicht, eine schnabelähnliche, große, gebogene Nase, eine kurze, wölbige, häßliche Stirn und zwei Augen von tiefem, schönem Braun, die aber durch den sonderbaren Schnitt der Höhlungen etwas Stechendes bekamen. Das spärliche schwarze Haar trug sie straff gegen den Hinterkopf zurückgespannt, wo es in einem unendlich dünnen Zöpfchen zu einem kleinen Nest gewunden war. Als sie in Christians Nähe kam, hustete sie bedeutsam.

„Da bist doch schon manchmal gestanden," sagte sie.

„Beim Eid bin ich das," gestand er.

„Deswegen rückt der Markstein nicht weg," meinte sie, schwang spöttisch den Korb und schwang sich selber mit einer Bewegung an ihm vorüber, die vielleicht hätte leicht und jung sein sollen; aber sie selbst war dabei wie eine Stange, um die ein paar Tuchfahnen schlagen.

„Richtig", knurrte Christian.

„Wenn der Vater tot ist, verkaufe ich", lachte sie, schon wegabwärts trottend, aber das Gesicht noch ihm zugewandt. Und das hatte sie, die Barbara Koller, dem Christian schon manchmal zum Trost gegeben; denn die Geschichte, daß Lukas Hochstraßer das Gut Kollers gern gekauft hätte und daß letzterer es nicht hergab, war schon alt, obwohl weder Lukas selbst noch seine übrigen Söhne so leidenschaftlich nach dem Nachbargut verlangten wie eben Christian.

Lukas kam jetzt mit seinen gemachten Schritten heraufgestiegen. Er grüßte Barbara, die an ihm scheuer als vorhin am Sohne vorüberging, sich nicht weiter aufhielt, sondern mit hölzernem Gang bergab eilte.

„Was ist denn?" fragte Lukas den Sohn.

„Ich habe mit Euch reden wollen wegen dem Land da", sagte Christian, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Barbara außer Hörweite war.

„Kein versessen bist du darauf", gab Lukas zurück.

Christian rieb die knochigen Hände in einer dürftigen Weise aneinander, als rechne er heimlich in sich hinein. „Ihr habt uns das Gut übergeben", fuhr er langsam und nachdenklich fort. „Da besinnt man sich mehr als früher, wie man aus seinem Eigen etwas ziehe."

„Wir haben immer etwas gezogen", sagte Lukas.

„Aber daß gerade da drüben der bessere Wein wächst —" Christian zeigte auf Kollers Weinberg, auf dem schon die heiße Sonne lag, während sie beide noch im Schatten standen.

Lukas zuckte die Achsel. „Was einmal nicht zu haben ist —"

Christian rieb noch immer sinnend die Hände; sein Blick ging nach der Richtung hinab wo die Barbara inzwischen verschwunden war. „Es ist mir ein Ausweg eingefallen", sagte er jetzt. „Wenn Ihr einverstanden seid —" fügte er hinzu. Die Sätze kamen brockenhaft aus ihm heraus.

„Was denn?" fragte Lukas nur halb aufmerksam. Er stand über dem Sohne am Weg und ließ den Blick in den Morgen hinausgehen.

„Ich will die Barbara ums Heiraten fragen."

„Du?" sagte Lukas. „Wenn ein anderer es sagte, würde ich ihm ins Gesicht lachen."

„Sie ist dem Uli seine einzige."

„Und vier Jahre älter als du."

„Sie ist arbeitsam — und —"

„Und eine Vogelscheuche."

„Von der Schönheit hat einer nicht gegessen."

„Du mußt sie ein Leben lang haben, wenn du sie hast."

„Sie sieht auf den Rappen. Es kann einer zu etwas kommen mit der."

Lukas Hochstraßer blickte auf den Sohn, von der ganzen Höhe seiner langen Gestalt auf den schmächtigen Menschen, von der freien Warte seines weiten Sinnes auf den engmeinigen andern, und der ältere Mann lachte. Er sprach eine ganze Weile nicht weiter, betrachtete nur den jüngeren, der in seiner knappen Art noch diesen und jenen Vorzug an Barbara Koller hervorsuchte und dartat. Lukas mußte an seine verstorbene Frau denken. Bei ihr war ein kleiner Anfang von dem zu suchen, was in Christian groß war, sie hatte gut zu rechnen gewußt, hatte ihren Stolz darauf gesetzt, daß es im Haushalt vorwärts ging, und obwohl sie ihrem Liebling, dem Martin, manchen guten Batzen zugesteckt hatte, war sie allzeit genau gewesen. Von ihr mochte Christian seine Knappheit haben.

„Fragen will ich sie eines Tages," hob Christian wieder an.

„Du mußt sie haben, nicht ich," antwortete Lukas.

Christian beschied sich damit. „Ja," sagte er noch. So will ich weiter, mochte das heißen. Er hing den Kopf vornüber, noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, und hob an, bergan zu steigen.

Lukas sah ihm nach. Die Knauserigkeit des Sohnes schien ihm des Lachens wert, aber —

Seinen Weg wird der machen, ging es ihm dabei durch den Sinn, und er gestand sich, daß von seinen Söhnen der, welcher dort hinaufstieg, den stärksten Willen hatte. Die andern ließen sich vom Leben schieben, der ebnete sich die Straße, wie es ihm gefiel, und wußte, was er wollte. Ob er es recht anfaßte, mußte sich zeigen.

Christian verschwand in der Höhe.

Lukas tat einen Blick über das Land Uli Kollers hin. Das wollte Christian an das Hochstraßergut ziehen, hm, der Mühe war es wohl wert! Ein stattlicher Besitz wurde das Gut nachher, ein kleines Königreich! Und langsam ging er nach seiner Matte zurück, nahm den Rechen auf und hob an, das geschnittene Gras in den Korb zu werfen.

Lukas arbeitete eine Weile, dann bemerkte er, daß drüben vor der Stalltür David, Martin und Rosa mit einem Manne in eifrigem Gespräch beisammenstanden. Er erkannte den Dorfpolizisten, und aus den Gebärden aller war zu entnehmen, daß irgend etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Sie blickten jetzt nach ihm herüber und kamen dann alle vier näher, Rosa den Männern voraus, erregt und von ihrer Mitteilsamkeit vorgedrängt. Martin ging langsam hinter den anderen her. Er war in Uniform, zur Abreise gerüstet; in einer halben Stunde ging sein Schiff nach St. Felix ab. Er schien ungewöhnlich bleich, um seinen Mund war ein unschöner Zug, ein nervöses Herunterziehen des einen Mundwinkels, in seiner Stirn stand eine Zornfalte

„Sie haben ein Mädchen gefunden im See!" rief Rosa dem Vater entgegen.

„Ertrunken?" fragte Lukas.

„Beim Postgasthausgarten," sagte Kunz, der Polizist, herantretend und sein Käppi lüftend. Er war ein älterer, hagerer Mann mit grauem Vollbart, ein ruhiger und rechtschaffener Mensch, der mit verständiger Mahnung da und dort mehr ausrichtete als ein anderer mit Gewalt. „Eine dunkle Sache," fügte er hinzu, erzählte, daß niemand das Mädchen kenne, einzelne wohl meinten, sie hätten gestern sie aus dem Abendschiff aussteigen sehen, „und" — er stockte und wendete sich gegen Martin der, auf seinen Säbel gestützt, dastand — „die Kellnerin in der Post hätte den Leutnant Hochstraßer bei ihr stehen sehen, bei dem Mädchen."

Die Kellnerin in der Post solle sich um das kümmern, was sie anginge, sagte Martin mit aufgeworfenen Kopf. Was sollte er mit dem Mädchen geredet haben, das niemand kenne!

Kunz wendete bescheiden ein, daß er nur pflichtgemäß Nachfrage halte.

„Noch jung, sagt Ihr, ist sie?" warf David dazwischen. Er hatte einen trüben Schein in den verstaunten Augen; Unglück anderer ging ihm immer zu Herzen.

„Recht jung," gab der Polizist zurück. „Es wird sie einer ins Unglück gebracht haben," fügte er hinzu.

„Schade, daß man dergleichen Vögel selten fängt," murrte Lukas zornig. Dann berichtete der Polizist, wie sie die Tote gefunden, wohin sie sie gebracht und was für Schritte sie getan hätten, um festzustellen, wer sie sei. Nach einer kleinen Weile ging er hinweg. David reichte dem Bruder die Hand und ging an seine Arbeit zurück, auch Rosa verabschiedete sich und trat ins Haus. Lukas und Martin standen allein beieinander.

„Ich muß nach dem Schiff," sagte der Leutnant. Seine Stimme hatte etwas Knappes, als ginge ihm der Atem nicht so leicht wie sonst. Dann streckte er dem Vater die Hand hin. „Über den Sonntag komme ich herauf."

Lukas nahm seine Hand flüchtig und ließ sie fallen. „Ade," sagte er.

Martin wollte gehen. Da rief ihn jener noch einmal an. „Nimm den Fußweg, so kannst du dir Zeit lassen." Dabei winkte er den Sohn auf den schmalen Weg, der durch die Matten hinabführte und den vorher die Barbara gegangen, legte den Rechen, den er zu Hand genommen, beiseite und schritt langsam neben Martin her. „Das würde ich mir nicht länger nachsagen lassen," wandte er sich an ihn.

„Was?" fragte Martin unwirsch.

Lukas blieb gelassen.

„Warum sollst du mit dem fremden Mädchen gesprochen haben? Weil sie zu Herrlibach reden, daß du gern hinter Schürzen her bist!"

Die beiden stattlichen Menschen gingen langsam Seite an Seite fürbaß, der Vater mit auf den Rücken gelegten Händen, nachdenklich zuweilen stehenbleibend und ernsthaft auf den Sohn einredend, Martin mit vornübergebeugtem Kopf, bleich, die Lippen zwischen die Zähne gezwängt.

„Rasch warm werden schadet nichts," fuhr jener fort. „Ich habe in meiner Jugend auch lieber schöne Gesichter gesehen als häßliche. Aber im Zaume halten muß sich einer können. Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat."

Lukas blieb stehen. Auch Martin hielt an. Er hatte eine trotzige Miene aufgesetzt. „Man soll es sagen, wenn man etwas Schlechtes weiß," murrte er.

„Schlechtes? Wenn ich Schlechtes wüßte, würden wir anders miteinander sprechen, wir zwei." Jetzt grollte auch Lukas, aber äußerlich war keine Erregung an ihm, sein Zorn war nur wie ganz fern das Rollen, wenn es weit über den Bergen gewittert.

Martin sah auf die Uhr. „Ich versäume wahrhaftig mein Schiff", sagte er hastig, und, in unechter Eile das Gespräch abbrechend, berührte er noch einmal kurz des Vaters Hand und ging rasch davon.

Lukas wendete sich nicht. Er blickte auch diesem Sohne nach, wie er kurze Zeit vorher hinter dem zu Berg steigenden andern hergeschaut hatte. Die helle, volle Sonne lag über dem Weg, den Martin, der Leutnant, tat. Er schritt leicht dahin. Seine schöne Uniform glänzte und sein Degen leuchtete. Und dennoch empfand Lukas, als liege etwas Dunkles über dem sich Entfernenden. Es begann ihn etwas zu quälen, über das er sich nicht klar war, ein Verdacht, als ob der, der da hinging, nicht rechtschaffen wäre, wie er ihn bisher geglaubt hatte.

Martin ging mit großen Schritten wegab. Sein Gesicht war von einer eigentümlichen Unruhe lebendig, seine Lippen zitterten manchmal unmerklich, als ob er Angst habe, und diese Angst kam erst in ihm auf, als er nun allein war; vorher hatte er sie gewaltsam niedergehalten, damit keiner sie sehe. Ins Wasser war sie gegangen, die Maria, seinetwegen! Das — bei Gott, das hatte er nicht gewollt oder vorausgesehen, sonst — törichtes Mädchen! — vielleicht hätte er ihr einen Rat gewußt, wenn sie gewartet hätte! Freilich — war er vielleicht der einzige, der —! Was brauchte sie sich ihm an den Hals zu werfen, die Maria! So stritt er mit seinem Gewissen auf diesem Wege, und da es

ein lahmes Ding war, wurde er bald Herr darüber. Dann wurde sein Blick klarer. Es galt, um die leide Geschichte herumzukommen, damit niemand Verdacht schöpfte. Hoffentlich hatte die Maria nichts Geschriebenes hinterlassen! Unten in St. Felix, den paar Menschen, die um seine Bekanntschaft mit dem Mädchen wußten, war wohl nicht allzu schwer zu beweisen, daß er im Grunde keine Schuld an ihr hatte! Sicher keine Schuld! Es konnte doch niemand vorauswissen, daß das Mädchen es sich so zu Herzen nehmen würde!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Portugal.

Eine unserer Leserinnen stellt uns freundlichst zwei Briefe ihrer Tochter aus Portugal zur Verfügung, in denen zwei für dieses Land nicht ungewöhnliche Ereignisse geschildert werden und die wir hier im Auszug folgen lassen.
Die Schriftl.

I. Erdbeben.

Lissabon, 13. 1. 1927.

Gestern erlebten wir wieder ein Erdbeben, das 31 Sekunden dauerte. Diese Angst nun (alle Welt prophezeite einen Untergang der Stadt) macht mir Lissabon direkt unangenehm. Am 18. Dezember 1926 hatten wir die Aufregungen kennen gelernt; damals gab es drei Beben innerhalb von 16 Stunden. Jetzt ist noch kein weiteres gefolgt, aber wer kann wissen? Das Schütteln meines Bettes war so stark, daß ich um 3 Uhr nachts aus tiefem Schlaf entsetzt hochfuhr. Das ganze Haus war wach geworden. Ich fuhr in meine Pantoffeln und stürzte zur Balkontür, der sicherste Ort des Hauses, da die Tür von ganzen, gehauenen Steinen umgeben ist. Dieses hat ein berühmter Staatsmann nach dem Erdbeben von 1755 für jeden Hausbau vorgeschrieben. Natürlich war das Grollen, Schütteln und Stoßen längst vorbei, aber die Erregung war geblieben, und wenn ich mich auch wieder ins Bett legte, so war an Schlaf nicht zu denken; ich blieb noch drei Stunden wach. Heute nacht habe ich halbangezogen geschlafen. Nicht wahr, das klingt lächerlich, denn retten kann man sich doch nicht, ist aber durchaus verständlich, wenn man einmal diese Drohung der Mutter Erde gespürt hat.

•

II. Revolution.

Lissabon, 10. 2. 1927.

Sicherlich habt Ihr von unserer letzten Revolution gelesen, die wirklich furchtbar in der ganzen Stadt gewütet hat. Wir sind alle froh und dankbar, heil davon gekommen zu sein, und ich hoffe, Ihr habt Euch nicht zu sehr geängstigt. Viele Häuser sind ganz und gar zerschossen. Alle elektrischen Drähte liegen auf dem Boden, die Bäume der Aveniden (Straßen) haben auch stark gelitten. In unseren Salon sind fünf Gewehrkugeln eingedrungen und haben das Porträt von Frau O. stark beschädigt. Bis zum Korridor liegen die Splitter. Wir lebten drei Tage in schrecklicher Aufregung, die letzten beiden Tage alle verbarrikadiert in meinem Zimmer, das uns am sichersten dünkte. Wir versuchten auf dem Boden zu schlafen, aßen Konserven und zitterten immer, mit dem schrecklichen Gedröhn der Schüsse im Ohr. — Nun hat die Regierung die Revolution niedergezwungen, und wir dürfen wieder von 7—8 auf die Straße gehen, und ganz Lissabon durchzieht die Stadt und die Verwüstungen. Es gibt Straßenzüge, wo alle Fensterscheiben auf der Straße liegen, Häuser, die keine Vorderfront mehr aufweisen und große Granatenlöcher, die an Krieg erinnern. Und alles nur, weil einmal eine andere Partei regieren wollte. Aber diesmal werden die Schuldigen schrecklich bestraft werden, wenn sie sich nicht schon selbst das Leben genommen haben.

Eigentlich lagen wir gar nicht in der Gefahrzone, obwohl wieder im Park uns gegenüber Soldaten mit Kanonen verschanzt lagen. Verschlimmert wurde unsere Lage aber, weil oben aus dem Haus auf die Regierungstruppen gefeuert wurde. So nahmen die Soldaten unser Haus unter Feuer. In der Wohnung einer befreundeten französischen Familie, die in den schlimmsten Stunden auch bei uns saß, sind allein durch ein Fenster 17 Schüsse gedrungen. Wir hatten alle kleine, heiße Augen und haben auch diese Nacht noch nicht gut geschlafen; denn man erzählt, jetzt würden die Unterlegenen sich rächen und Bomben legen, worin sie über eine gewisse Übung verfügen. Die meisten Toten sind übrigens Privatpersonen, die oft aus Neugierde an die Fenster traten, was streng verboten war.

Der Landbriefträger.

Skizze von Franz Adam Beyerlein.

Kasischke, der Landbriefträger, ordnete am Tische, leise die Namen vor sich hinlesend, seine Post. Möller, der Vorsteher, lehnte am heißen Ofen und sah ihm zu. „Heute beneide ich Sie weniger denn je, Kasischke," sagte er. „Es ist ein tolles Wetter!" Wie zur Bestätigung zitterten die Mauern unter dem Anprall des Sturmes, und die Fenster klirrten. Hart und körnig, wie Hagel, prasselte der Schnee gegen die Scheiben.

„Jawoll", nickte der Briefträger, „es ist nicht schön draußen, Herr Vorsteher. Der Zug hatte zwei Stunden Verspätung, und von den Dörfern ist heute kein Marktfuhrwerk herein. Aber was hilft's? Die Leute wollen ihre Post." Er war schon wieder beim Sortieren. „Düsing, Klein-Giehrde," knurrte er unwirsch.

„Klein-Giehrde?" fragte Möller. „Das ist doch mindestens eine halbe Stunde Umweg für Sie, Kasischke."

„Sagen wir heute anderthalb, Herr Vorsteher. Aber wenn Düsing seine Zeitung nicht kriegt, ist der Teufel los. Und überhaupt — Klein-Giehrde? — Da gibt es noch viel Schlimmeres!"

In diesem Augenblick fragte der Schalterbeamte durch die Tür: „Ist Kasischke noch da?" Sogleich ließ er danach einen Herrn in einem schönen Biberpelz ins Zimmer treten. „Sie gestatten, Herr Vorsteher," sagte er, „Herr Medizinalrat Böttcher möchte Kasischke dieses eingeschriebene „Muster ohne Wert" noch besonders auf die Seele binden."

Der Arzt begrüßte den Vorsteher und wandte sich dann an den Briefträger. „In dieser Schachtel ist ein Fläschchen," sprach er, „daran hängen Tod und Leben. Es ist nach dem Brosiner Leuchtfeuer, und ich glaube, es wird schwer halten dorthin heute, Kasischke. Aber Sie wissen vielleicht, daß Barkusky, der Wärter, Typhus gehabt hat. Das Herz ist miserabel; er muß die Medizin haben. Verstehen Sie, er muß! Sonst geht er mir ein!"

In einer plötzlichen Regung streckte er dem Briefträger die Rechte hin. Kasischke schlug ein. „Abgemacht Herr Medizinalrat", sagte er schlicht, „wird bestellt, zuverlässig." Dann ging der Medizinalrat in seinem warmen Pelz. Kasischke aber verstaute seine Post in der Tasche und machte sich fertig zum Bestellgang. „Da haben wir's, Herr Vorsteher", brummte er, „das Brosiner Leuchtfeuer hatte gerade noch gefehlt! Dorthin ist das schlimmste Stück Weg!"

„Werden Sie's denn schaffen, Kasischke?" sorgte sich Möller.

Der Briefträger schaute auf: „Es muß geschafft werden, Herr Vorsteher!" Er war gut geschützt gegen das Wetter. Darauf verstand er sich. Aus dem dicken Wollschal, den er um Kopf und Mütze gewunden hatte, guckten nur noch Augen und Nase heraus. Unschlüssig hielt er einen Revolver in der Hand. „Heute sind sicher keine Stromer nach meinen paar Postanweisungen unterwegs," lachte er. „Eigentlich könnt' ich ihn zu Hause lassen." Aber er schob das Futteral an den Leibriemen: „Es ist nun mal die Vorschrift."

Stramm nahm er noch auf der Schwelle Stellung: „Guten Morgen, Herr Vorsteher!" Dann stapfte er hinaus. — —

Der Brosiner Krugwirt wollte ihn um keinen Preis fortlassen. „Heute kommt keiner nach dem Leuchtfeuer durch!" warnte er. „Es ist dein sicherer Tod, Franz!" Sie waren Kameraden von den Thorner 21ern her. Aber Kasischke beharrte auf seinem Kopf. Da füllte ihm der Wirt eine kleine flache Buddel und steckte sie ihm in die Tasche. „Der beste alte Korn, den ich habe," sagte er. „Wenn du schlappmachen willst, nimm einen Schluck!" Kasischke bedankte sich.

Als er zwischen den niedrigen Katen die Dorfstraße entlangstiefelte, merkte er, daß er doch nicht mehr ganz frisch war. Er hatte es gar zu schwer gehabt heute. Es roch nach Torffeuer. Aus den Stalltüren quoll warmer Dunst. Eine Kuh muhte, eine Ziege meckerte. Dann blieb das Dorf zurück.

Vier Kilometer waren es bis zum Leuchtfeuer, nicht mehr, und von dieser Strecke war die erste Hälfte gar nicht einmal so arg. Der Weg führte im Schutz der grünen Düne hin, deren zähe Kiefern einen leidlichen Windschirm abgaben. Kasischke schritt aus, so wacker er vermochte. Von der See her dröhnte die Brandung.

Danach aber stieg er zu der Hochfläche des Kaps hinauf, auf dessen äußerer Spitze der Leuchtturm errichtet war. Dort oben fegte der Orkan mit Urgewalt einher. Es blies in ungleichmäßigen, böigen Stößen. Zuweilen ließ er heimtückisch nach, sogleich aber raste er wieder heran und stieß wahrhafte Schneemauern vor sich her. Die Augen erblindeten, und die Wangen wurden blutig geritzt von den körnigen Massen. Sand, der feine Dünensand, war auch dabei; er knirschte zwischen den Zähnen. Die Luft brüllte, sang und pfiff, zischte und heulte. War es der Sturm, der die Erde erbeben machte, oder wollten die Wogen das Land ver-

schlingen? Fernab durch den Schleier der Böen brodelte die See, ein einziger weißschäumender Gischt.

Der kleine Mensch rang wider die entfesselte Natur. Wenn der Nordost herangaloppiert kam, stemmte er sich mit dem Rücken gegen seine Wucht, oder er duckte sich in die Knie. Dann tat er wieder ein paar kümmerliche Schritte vorwärts. Seine Gedanken aber gingen ihre eigenen Wege. „Ich komme niemals durch", dachte er. „Aber versucht muß es werden. Möglich auch, daß ich mein Leben dabei verliere. Wofür eigentlich? — Der Leuchtturmwärter ist keiner von den Besten; er mißhandelt die Marie, seine kleine blonde Frau. Es wäre nicht schade um ihn. — Und es gab eine Zeit, da hatt' ich die kleine blonde Marie selber gern. Aber freilich: eine Mutter und eine Frau ernähren — dazu reichte das Gehalt nicht. Und jetzt? Wenn ich jetzt sterbe, wer sorgt für meine alte Mutter? — Sie muß ins Armenhaus. Aber — was hilfts?"

Mit einem Mal blieb er stehen. „Es geht nicht mehr", sagte er ganz laut, „es geht nicht mehr." Er hatte Lust, sich langhin in den Schnee zu legen. So müde war er plötzlich. Die Knie zitterten ihm, und das Herz klopfte zum Zerspringen. Da erinnerte er sich, schon einmal hatte er sich dasselbe gesagt: „Es geht nicht mehr!", damals in der Winterschlacht in Masuren, als Meldegänger von der 3. Reservedivision hinüber zum 38. Korps, durch Wald und Sumpf, durch Sturm und Schnee. Und es war dennoch gegangen. Mit einem Ruck raffte er sich auf. Alle Wetter! Da war ja noch die Buddel vom Brosiner Krugwirt! Er nahm einen Schluck von dem alten Korn. Vorwärts! Wie weit konnte es noch sein bis zum Leuchtfeuer? Da war ja schon die Bake mit dem Dreiecksbalken! Aber das war es: das dickste Ende kam nun noch! Wollten ihm die Knie brechen? — Unsinn! Aber er sank zusammen. Da, als er sich wieder aufrappeln wollte, immer vergebens, faßte er zufällig den Kolben des Revolvers. Er hatte einen Gedanken: ja, das war die Rettung! Mit klammen Fingern zog er die Waffe aus dem Futteral, und als die Böen einmal schwiegen — fast feierlich lange, dünkte ihn —, schoß er ein-, zwei-, dreimal. Notschüsse, wenn schon nicht von der See, — das mußten sie hören im Leuchtturm. Und richtig: er lag schon längs im dicken Schnee, da winselte und heulte es sich an ihn heran. Eine feuchte Schnauze stuppte ihm ins Gesicht. Das war Tell, der Wolfsspitz vom Leuchtturm. Und hinterdrein kam die kleine blonde Marie, ganz eingemummelt in Wolltücher. Sie las ihn auf von der Erde und führte ihn zum Wärterhaus. Es waren nur noch 50 bis 60 Schritte hin. Und sie riß ihm die Medizin, die er ihr stumm hinhielt, aus den Händen. Dann träufelte sie die Tropfen auf einen Löffel und gab sie dem röchelnden, totenblassen Mann im Bett. Und siehe: das Röcheln beruhigte sich nach einer Weile zu gelindem Atmen, und die Bläße des Antlitzes wich. Kasischke sah alles wie durch einen Nebel. Und dann fiel die kleine blonde Frau unvermittelt vor ihm in die Knie und küßte ihm wahrhaftig die Hand. Alsbald aber hatte er eine Tasse heißen Kaffee vor sich. Es flimmerte ihm vor den Augen, es war ihm unbeschreiblich warm und wohl. Plötzlich aber sagte er: „Frau Barkusky, Sie müssen mir auch noch quittieren. Die Sendung war eingeschrieben."

In der Nacht erst wanderte er heimwärts. Der Sturm war allmählich eingeschlafen, nachdem er zuletzt noch den Himmel reingefegt hatte. Die Sterne funkelten. Es war bitterkalt. Kasischke fror trotz seines Wollschals. Aber er fand, es lasse sich beinahe angenehm gehen. — — —

Tags darauf fragte der Vorsteher: „Na, Kasischke, wie war das gestern mit dem Brosiner Leuchtfeuer?"

Der Briefträger sortierte am Tische seine Post. Er hielt einen Augenblick inne und ließ ein vielsagendes, gleitendes Pfeifen hören. Dann antwortete er achselzuckend: „Dienst ist Dienst, Herr Vorsteher."



Bunte Chronik



*** Die reiche Hinterlassenschaft einer Bettlerin.** In Detroit starb — wie polnische Blätter aus Amerika melden — eine 88jährige Bettlerin, die Polin Marja Romanowska. Die Greisin hinterließ eine Barschaft von 5000 Dollar, die insgesamt aus kleinen erbettelten Münzen bestand. Den „Beruf" als Bettlerin hat sie seit 30 Jahren ausgeübt. Sie vermachte ihre ganze Hinterlassenschaft einer Freundin, der Polin Malgorzata Kuratkowska.

*** Hochwasser und Rundfunk.** Durch die milde Witterung in diesem Winter sind in den tiefgelegenen Landstrichen Belgiens und Hollands weite Gebiete durch Hochwasser überschwemmt worden. Dabei hat sich der Rundfunk in vielen Fällen als der einzige sichere Nachrichtenvermittler erwiesen. Rechtzeitig warnte er die Bevölkerung der bedrohten Ortschaften vor dem raschen Steigen des Wasserstandes der Flüsse, so daß die gefährdeten Siedlungen rechtzeitig Sicherungen treffen konnten. Nicht nur zahlreiche Menschenleben sind durch diese rechtzeitigen Warnungen gerettet worden, auch ungeheure Sachgüter sind so vor dem Untergang bewahrt worden. Auch zahlreiche Rundfunkamateure beteiligten sich an der Durchführung des drahtlosen Rettungsdienstes, den man noch weiter vervollkommnen will.

*

*** Eine kostspielige Gefälligkeit.** Aus dem kleinen dänischen Städtchen Aalborg wird folgende drollige Geschichte erzählt, die den Vorzug hat, wahr zu sein. Im Januar dieses Jahres reisten die beiden Direktoren des Theaters von Aalborg nach Kopenhagen, um sich in der Hauptstadt des Landes einige Damen fürs Ballett zu verpflichten. Laut Zeitungsanzeigen waren die Bewerberinnen aufgefordert worden, sich im Savoy-Hotel nachmittags zu einer bestimmten Stunde einzufinden. — Als der Zeitpunkt gekommen war, weilten beide Direktoren noch in einem entgegengesetzten Teil der Stadt, allwo es ihnen sehr zu behagen schien. Mancher Provinzler, der einmal irgend einer Hauptstadt seinen Besuch abstattete, wird die vorzügliche Stimmung der beiden Herren begreiflich finden. Auch ihr weiteres Verhalten! Der eine von ihnen klingelte nämlich das betreffende Hotel an und gab folgende Anweisungen, die seinen Kavalierstugenden zu hoher Ehre gereichten: Die Verwaltung möchte sämtliche Damen, die im Hotel die Herren Theaterdirektoren zu sprechen wünschten, bitten, sich noch ein Weilchen zu gedulden. Die Herren seien bereits unterwegs. Um den jungen Damen etwas Zerstreuung zu gewähren, sollten ihnen Kaffee, Gebäck und Liköre gereicht werden. Die Anordnung des Direktors wurde prompt befolgt. — Wer aber beschreibt das Erstaunen beider Herren, als sie in der Vorhalle des Hotels nicht weniger als fünfzig mehr oder weniger schöne Bewerberinnen schmausend und trinkend antrafen, die allesamt auf Kosten des schwergeplagten Stadttheaters von Aalborg schlemmten wie im Schlaraffenland! Und das Köstlichste? Selbst als die jetzt gestreng dreinblickenden Herren der Schöpfung sich als die Erwarteten entpuppten, ließen sich die Damen in ihrer angenehmen Beschäftigung durchaus nicht stören. Erst kam der Kaffeeklatsch. Die Herren mochten warten. Man traktiert nicht ungestraft eine Evatochter mit Schlagsahne und Likören. Zum „Theater-Klatsch" war nach Ansicht der fünfzig Bewerberinnen noch immer Zeit genug. So sind die Frauen von heute! H.

*

*** Affenfang.** Rings um das in der Nähe der Panama-Eisenbahn gelegene Städtchen Gorgona dehnen sich weite Sumpfländereien aus, die von üppigster Vegetation, wahren Urwäldern bedeckt, gegen Abend giftige und fieberbringende Nebel aushauchen. Diese Wälder mit ihren hochragenden, dichtbelaubten Stämmen, ihrem durch die rankenden Schlinggewächse zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verfilzten Unterholz beherbergen unzählige Affen. Truppweise wandern sie von Baum zu Baum, stets lebhaft schreiend, sich um die Früchte zankend und balgend. Als Anführer schreitet meist ein alter Affe voran, der eine gewisse Autorität ausübt, Störenfriede ohne weiteres ohrfeigt und zur Ruhe weist. Sobald die Dorfbewohner, die den Fang der Affen zum Lebensunterhalt betreiben, von der Nähe eines solchen Affentrupps Kenntnis erlangen, legen sie einen sonderbaren Köder aus. Er besteht aus einer ausgehöhlten Kokosnuß mit einem Stück Zucker darin. In die Nußschale ist ein Loch gebohrt, groß genug für die Hand des Affen. Die Nuß selbst wird an eine starke Schnur gebunden, deren Ende die im Gebüsch versteckten Jäger in der rechten Hand halten. Nicht lange dauert es, so kommen die Affen heran, neugierig, jedoch in vorsichtiger Entfernung, die Nuß betrachtend. Endlich wagt es einer der neugierigsten und kühnsten, herabzusteigen und die Hand in das Loch der Nuß zu stecken. Drinnen fühlt er den Zucker; er will diesen herausziehen, aber für die geballte Faust ist die Öffnung zu klein. Inzwischen fängt der Jäger langsam an, die Schnur an sich heranzuziehen. Der Affe will den Zucker nicht fahren lassen und folgt, wenn auch widerstrebend, der sich fortbewegenden Kokosnuß. Die übrigen Affen, das seltsame Gebaren ihres Genossen beobachtend, kommen schreiend von den Bäumen herunter und folgen ihm in dichtem Schwarm. Jetzt ist der günstige Augenblick gekommen. Über der nichtsahnenden, lärmenden und Purzelbäume schießenden Schar schlägt plötzlich das Netz des Jägers zusammen, und alle sind gefangen. Die Jäger — ausnahmslos eingeborene Neger, denn für andere ist das Klima geradezu mörderisch — verkaufen ihren Fang an bestimmte Händler, die ihre lebende Ware sodann nach allen Teilen der Union senden; die meisten Affen werden von Drehorgelspielern gekauft.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.